

Leipziger Tageblatt

und Anzeiger.

N^o 353.

Sonntag, den 19. December.

1847.

Weihnachtsbilder

von
C. Herloszohn.
I.

Hier bin ich wieder, mein freundlicher Leser, mit meinen kleinen Christabend-Bildern, und bitte Dich, mir auf kurze Zeit zu folgen, hinaus durch die hellerleuchteten Straßen, über die Plätze, die im glänzenden Lichte schimmern, wo sich Gewölbe und Buden an einander reihen und fest gehalten wird mit Allerhand, was nur die Brust der Kinder erfreuen mag und wohl auch das Herz der Erwachsenen, das sich am heiligen Christfest aufschließt in kindlicher Lust und Freude und gern erinnernd zurückkehrt in die schöne Zeit seiner ersten und süßesten Jugendträume.

Der Himmel ist licht und rein, die Sterne schimmern herab in fast sommerlicher Klarheit, mahnte nicht die rauhe Decemberluft an den Winter; durch die Straßen wogt es noch geschäftig, einzelne Fenster, ganze Facaden sind schon erleuchtet: hier ist bereits der heilige Christ eingezogen, dort wird er erwartet von der harrenden, tobenden Kinderschaar, und in manchem Fenster — ach! da schimmert kein Licht heute und wird wohl auch kein Weihnachtsbaum strahlen in den freudeleeren, kummervollen Blick seiner Bewohner.

Ich biege um die Ecke in die Seitenstraße. Vor mir geht mühselig ein altes, gebeugtes Mütterchen. Wie ich beim Sicht der Gasflamme zu erkennen vermag, ist sie ärmlich zwar, aber sauber und warm bekleidet. Ich rede sie an.

„Nun, Frauchen, was wird der heilige Christ heute bescheeren?“

— „Ach, mein guter Herr! Mir? Nichts, gar nichts. So etwas erwarte ich auch nicht. Das ist für die Jugend und für die Glücklichen. Ich war schon zufrieden, wenn ich nur ein warmes Stübchen hätte.“

„Nur ein warmes Stübchen? Dazu kann Rath werden, das übersteigt wenigstens meine Kräfte nicht. Aber geht's denn wirklich so schlimm?“

— „Ja, wie denn anders“, seufzt sie; „das lange Nothjahr, das theure Brod, kein Erwerb; denn mit dem Arbeiten will es bei mir nicht recht mehr gehen. — Die alten Augen taugen nichts mehr, besonders bei Licht; ich kann nicht mehr einfädeln. Und so lebe ich denn vom Armengeld und von der Unterstützung guter Leute.“

„Und seid Ihr denn ganz allein, ohne Kinder und Verwandte?“

— „Mein Mann und die einzige Tochter sind mir in die Ewigkeit vorangegangen und sonst habe ich Niemanden auf der Welt. Ein Bruder ist zwar noch Ostindien ausgewandert; aber das ist schon zwanzig Jahre her, und er hat nichts wieder von sich hören lassen. Mein seliger Mann war Copist, und daß man sich bei diesem Erwerb nichts für die alten Tage aufsparen kann, das sehen Sie wohl ein. — Freilich, als meine Tochter noch lebte, da war es anders. Nun, der liebe Gott wird mich bald zu ihr führen.“

„Und wo wohnt Ihr denn, liebes Frauchen?“ fragte ich, — ich bin so ein Stück Menschenfreund und denke oft, wie's bei den Leuten in der Stube aussieht, so mag es häufig auch in ihrem Herzen und Gewissen aussehen. Ihr könnt's meinetwegen Neugierde schelten, aber erlaubt, daß ich Euch begleite.“

— „Hier dicht nebenan; es ist im Hofe, aber nur eine halbe Treppe, indessen für meine alten Beine hoch genug. Folgen Sie mir nur immer dicht, ich gehe langsam.“

Wir stiegen zehn Stufen hinauf, die alte Frau öffnete und machte Licht.

Das Zimmer war klein und niedrig, aber für die Armuth, wie sie mir die Witwe geschildert, fast zu luxuriös ausgestattet. Ein Secretair, darauf ein paar Gypsfiguren, ein abgenutztes, aber reinliches Sopha, einige gepolsterte Stühle, an der Wand eine Guitarre, mehrere schöne Kupferstiche in Goldrahmen, eine Etagere mit Blumentöpfen und noch einiger Hausrath, wie ihn sich nur die elegante Welt anzuschaffen pflegt.

„Aber Frauchen“, sagte ich, nachdem ich Rundschau gehalten, „Sie klagen über bittere Armuth und ich sehe doch hier Gegenstände, die eine solche doch nicht geradezu verrathen. Da giebt es Sachen, die sich verkaufen lassen, wenn es sich um eine warme Stube handelt. Das Nothwendige kommt immer vor dem Angenehmen.“

— „Das habe ich erwartet, lieber Herr! und auch der Herr Armenvorsteher hat mir dasselbe gesagt, da er bei mir war. Aber bedenken Sie nur: das Hausgerath ist von meinem lieben seligen Mann und sein einziges Vermächtniß. Dessen kann ich nicht entzihen, und was Sie Luxus nennen, das sind Andenken meiner lieben Tochter, meiner Amalie. Sie war Clavierlehrerin, sie unterrichtete Kinder und ließ es sich gewiß sauer werden. Aber ihr Fleiß ernährte uns redlich und reichlich. Und wenn sie sich etwas erübrigte und mir und sich eine kleine Freude machen wollte, da kaufte sie hier ein Bild, dort eine Figur oder einen Blumenstock und dergleichen. Damit schmückte sie nun ihr Zimmer — wir hatten früher eine geräumigere Wohnung — freundlich aus und das war ihre ganze Glückseligkeit. Sie war gar nicht wie die andern Mädchen, die das Geld auf Puz würden verwendet haben, — obgleich sie eben so hübsch war und jung.“

„Und Ihr habt sie so früh verloren?“

— „Sie war noch nicht vier und zwanzig Jahre“, erzählte die Alte unter Thränen, — „in vier Wochen werden es gerade acht Jahre sein, daß ich sie verlor. Sie kam spät aus der Stunde nach Haus, — es war ein rauhes Wetter — sie hatte sich erkältet, doch achtete sie dessen nicht, ging immer wieder aus um ihre Stunden zu geben, denn sie wollte keins von ihren Schülern einbüßen. Da überfiel sie endlich eine Lungenentzündung, und wie der Arzt kam, war es schon zu spät. — Gott weiß es, was ich damals gelitten und geweint habe; ich war nahe daran, an der himmlischen Barmherzigkeit zu verzweifeln. Aber sie selbst hatte